

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [16]

Artikel: Skizzen von Karl Sax (Zürich)
Autor: Sax, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Skizzen von Karl Sax (Zürich).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Auf dem Meer.

Wir verließen den Hafen am Abend und fuhren ins weite Meer hinaus ... Aus der Ferne leuchten ein paar schwache Lichter. Ein Leuchtturm wirft vor uns die roten Strahlen nach allen Seiten in die dunkle Nacht und weist den Pfad über die weg- und uferlosen Wasser. Der Hafen, von einer Bucht gebildet, ist die natürliche Erweiterung des Flusses, der die Wasser ins Meer trägt. Die Anlagen, die den Verkehr zwischen Land und Meer vermitteln, sind viele hundert Meter lang, man kann sie nicht übersehen.

Um ein Uhr bestiegen wir den Landungssteg. Etwa tausend Meter von der Bucht entfernt lag das für die Meeraufgabe bestimmte Schiff. Düster wälzt der Fluß seine trüben Fluten meerwärts ... Er scheint müde und alt, fließt aber rasch dahin, als sehnte er sich nach Befreiung von dem Schmutz, den das Land auf seinen geduldigen Rücken geladen hat. Im Meer taucht er nieder, legt die schmutzige Hülle ab und steigt verzügelt und klar ans Licht empor, um von neuem die Lust und die Qual des Lebens zu genießen.

Fröhlich winken vom Schiff die flatternden Fahnen und Fähnlein ans Land herüber. Auf dem Deck geht es geschäftig her, man kann die raschen, bestimmten Bewegungen der weißgekleideten Matrosen gut verfolgen. Von Zeit zu Zeit stoßen vom Land Boote ab und bringen Gepäck und Vorräte verschiedener Art an Bord. Nachdem die toten Güter versorgt sind, kommen die lebenden an die Reihe, von den schlechtesten bis zu den besten. Zuerst schafft man die Reisenden dritter Klasse hinüber, dann die zweiter Klasse. Für die Reisenden der ersten Klasse wird das Meerschiff an den Landungssteg gebracht.

Am Strand geht eine hunte Menge auf und ab. Die meisten sind gekommen, um einem teuern Scheidenden zum letzten Mal die Hand zu drücken. Immer noch wird Gepäck an Bord geschafft. Das Kommen und Gehen nimmt kein Ende, bis endlich, gegen fünf Uhr abends, Glocken- und Trompetensignale die nahe Abfahrt des Schiffes verkünden. Sie stimmen sonderbar wehmütig. Es ist, als hörte man in den dumpfen klgenden Tönen die eigene Seele rufen, die umsonst nach Befreiung sucht.

Als dann das Schiff, ledig aller Fesseln, frei auf dem Meere schwiebte und hundert Hände hin- und herüberwinkten, griffen wir fröhlich nach dem Hut und schütteten tausend Grüße übers Land — tausend, tausend Grüße ... Dann kam die Nacht ...

Im Speisesaal stand das erste Abendessen bereit. Das Essen ist sehr reichhaltig und ziemlich schmackhaft. Mit Butter wird natürlich nicht gekocht. Die Spiegel-eier sind nicht so gut wie zu Hause. Am besten schmecken die Speisen, die wenig oder gar keine Zubereitung brauchen. Die feinen Speisen tun dem Magen nicht gut und bringen uns außerdem in große Verlegenheit. Die Speisekarte enthält nämlich eine gröbere Anzahl von Gerichten zur Auswahl, und da wird uns nun jedesmal die Wahl schwer, weil wir von den Namen, die in englischer Sprache geschrieben sind, fast nichts verstehen. Zum Glück sitzt ein amerikanisierter Franzose neben uns

und spielt den Dolmetscher in zuvor kommender Weise. Ist er nicht zur Stelle, so warten wir, bis einige englische Nachbarn mit dem Essen begonnen haben, und winken dann mit dem Finger dem Kellner: „That please, or that, or that ...“

Unsere Kabine trägt die Nummer 125. Sie liegt im untern Stockwerk, in der Mitte des Schiffes. Ihre Größe beträgt ungefähr zweiundehnthalb Meter im Quadrat und bietet Unterkunft für vier Personen samt Gepäck. Wir bildeten uns ein, wir zwei könnten einen solchen Raum allein bewohnen. Er wäre wahrlich nicht zu groß gewesen, zumal da kein Fenster Licht und Luft zuführt. An zwei zusammengehenden Wänden sind übereinander je zwei Betten angebracht. Sie sind weich, federn gut, aber sie sind schmal, schrecklich schmal.

Auf dem Schiff haben sich schnell liebende Herzen gefunden.

Am Abend, wenn die Nacht dem Auge die Welt ringsumher verhüllt, richten sich die Gedanken nach innen und wecken in der Brust Gefühle, die vor der Geschäftigkeit des Tages fliehen und sich im stillsten Winkel verborgen halten.

An Bord tun sich die Leute zusammen, das Herz geht auf, die Gedanken treten zurück. Eine Stunde der Andacht stimmt die Gemüter feierlich und zaubert Lieder hervor, Töne der Liebe und Sehnsucht, des Dankes gegen Gott. In diesen Augenblicken stehe ich vorn auf dem Schiff an einem Pfeiler gelehnt und schaue hinab aufs dunkle Meer und hinauf zum gestirnten Himmel. In der Einsamkeit findet sich der Mensch ganz und vernimmt verflungene Lieder. Ein tiefes Verstehen bringt die fernsten Dinge nah. Freundliche Bilder steigen auf und verbinden Vergangenheit und Gegenwart zu einem harmonischen Ganzen.

Wir sind schon in der kalten Jahreszeit. Regen und Schnee wirbeln durcheinander, und der Wind schlägt haushohe Wellen. Das große Meerschiff wird geschart, wie ein Ruderboot im Sturmwind auf unserem See. Was lose ist, fängt an zu tanzen. Zum Essen kommen wenig Reisende, die meisten sind seefrank. Man ist glücklich, wenn der weite Weg zu Wasser überwunden ist. Das Meer bietet für den Menschen, der tief im Festland wohnt, viele neue, große und schöne Bilder; aber es schwächt ihn, sodass der Genuss durch das Befinden oft verringt wird.

Wir fahren zum ersten Mal unter wunderbar klarem Himmel. Das Mondlicht tanzt auf den Wassern. Zu beiden Seiten des Schiffes sieht man in weiter Ferne das lang ersehnte Land. Nur einige Möwen sind unsere Begleiter geblieben und kreisen um das Schiff in leichtem Flug, der dem Auge sehr gefällig ist. Er scheint mühelos wie das übermütige Spiel der sorglosen Wellen. Das Licht, der Wind und der flutenteilende Riel des schnell segelnden Schiffes hauchen fieberndes Leben ins tote Meer. Das ist ein leidenschaftliches Sichumarmen und Sichfliehen. Bald bilden die Wellen sanfte, Frauenbusenartig geschwollte Hügel, bald türmen sie zerklüftete, trohige Berge auf, dazwischen streuen sie anmutige Täler...

Der Mensch dichtet der leblosen Natur seine Gedanken und Gefühle an, nicht mit Unrecht. Beide stammen von derselben Mutter. Unruhe, ewiger Wechsel, Sterben und Werden sind beider Bestimmung. Das Meer zeigt in seiner Farbenpracht die süße Qual des brausenden Lebens! Vom tiefsten Schwarz bis zum blendendsten Weiß spielen die Farben durcheinander mit der unfaßbaren Mannigfaltigkeit in Farbe und Form. Das alles bewegt sich nach einem innern Rhythmus, den man im einzelnen sieht und fühlt, aber in seiner ganzen Größe nicht zu fassen vermag. Umsonst sucht man nach dem Vollender dieses gewaltigen Werkes. Man hat kein Verlangen nach einer körperlichen Form seines Wesens, denn er ist von dem Geschaffenen nicht zu trennen. Er ist sein Werk selbst, in jedem Lichtpunkt flammt sein Dasein auf — ein vollendet Künstler!

In acht Tagen hatten wir das Meer durchfahren. In der Nacht kamen wir am andern Ufer an. Auf den dunkeln glatten Wassern spiegelten sich die tausend Lichter der amphitheatralisch auftreibenden Hafenstadt. Was auf den Wassern lag und was sich über den Wassern abhob, glich in der Nacht einem Märchentraum. Was sucht der Auswanderer mehr?

Der Besuch.

„Fritz, ein Telegramm! Dein Freund Jacques besucht uns heute auf der Durchreise. Wahrscheinlich geht er bei uns zu übernachten und den Sonntag hier zuzubringen. Er kennt die Stadt wohl nicht? Und wenn er sie kennt! Ihr habt zusammen genug Plauderstoff für zwei Tage!“

„Daran fehlt es nicht, auch nicht an den alten freundschaftlichen Gefühlen, an Interesse ebensowenig, Berufssachen in Hülle und Fülle: meine plötzliche Entlassung, mein Stellenwechsel, aber — an Geld fehlt es! Wie wollen wir den verwöhnten jungen Mann, der an der Erfüllung der Neuerlichkeiten hängt, nach dieser Seite befriedigen? Ich habe gerade noch fünfzig Rappen in der Tasche. Der Monatslohn kommt erst in zehn Tagen. Hätte er nicht zehn Tage später oder eine Woche früher reisen können? Wir hätten ihm die ganze Häblichkeit unserer Lage klar gemacht. Er wäre neidisch geworden ... Verseht ist alles; den Rest müssen wir auf dringendere Zeiten aussparen. Eigentlich wohnen wir ganz ordentlich: im vornehmsten Quartier, allerdings etwas hoch. Aber das wählen wir so wegen der besseren Aussicht. Sieh mal, Jeanne, wie schön man von hier auf den Stadtgarten sieht! Die gefärbten Blätter sind reich, der Himmel darüber mit den gesträubten weißen Wolken, der See ... Vornehm sind wir doch. Der Besitz ist Nebensache. Und schmücken unsere Wände nicht Bilder eines Künstlers? Allerdings hat mein Bruder noch nicht den tönen Namen; aber er kann etwas. Betrachte doch den Charakterkopf und die reife Schönheit jenes Weibes! Und die Pendeluhr, die ich selbst anfertigte! Hast du je eine schönere gesehen? Sie kostete mich im ganzen zwei Franken fünfzig Rappen, ein altes Werk von einem Trödelhändler. Der Rahmen dazu, das Glas sind aus wertlosen Abfällen der Werkstatt...“

„Du bist ein Lieber,“ sagte die junge Frau, umarmte und küßte ihren Mann. „Du kannst alles! Wo ihr nur

dies alles gelernt habt? Wie der Herrgott schafft ihr aus nichts. Nicht wahr, mit dir bin ich nie verloren! Und wenn wir auch nur noch fünfzig Rappen besitzen! Gott, die Miete der Möbel ist gar hoch! Diese Juden! Und doch muß man noch froh sein über sie. Die Christen ließen uns erfrieren und verhungern mitsamt ihrer schönen Moral und den empfindlichen Gefühlen. Diesen Monat hatten wir an Kahn zuviel abzuzahlen! Das nimmt auch einmal ein Ende, und dann — dann sind wir ganz frei und haben Geld in Fülle, wie Liebe ...“ Sie küßte den Mann und streifte mit dem Duft der Haare seine Wangen. „Wer heiratet aber auch so wie du und ich? Wir machen alles auf der Welt umgekehrt. Hast du das schon bemerkt? Zuerst bekommen wir ein Mädchen, und dann gehen wir aufs Standesamt und müssen unser eigenes Kind adoptieren lassen. Die leidigen Papiere! Wenn nur auch diese Geschichte einmal in Ordnung wäre!“

„Die Geschichte mit dem Jacques und sein Besuch machen mir nicht mehr den geringsten Kummer. Er ist gutmütig, tadellos, aber nicht sehr gescheit. Also geht's schon. Ich habe einen herrlichen Plan mit ihm ausgeheckt. Am Sonntagabend wirst du sagen: Du bist nicht nur ein geschickter Uhrmacher, du bist ein taufmännisches Genie! Brot und Fleisch holen wir aufs Büchlein; das Vergnügen bezahlt der Zuschauer, und die Kunst ist die freie Gabe der Götter ...“

„Aber bei dem herrlichen Herbstwetter müssen wir doch den Gaß spazieren führen. Wir haben keinen Kinderwagen. Die Kleine können wir niemandem übergeben.“

„Dann kaufen wir schnell einen im ‚Universum‘ bei Kahn & Co.!“

„Was denkst du, der Kredit ist erschöpft!“

„Um elf Uhr hast du den Wagen, meine Liebe. Um elf Uhr dreißig holen wir zusammen mit der Kleinen Jacques am Bahnhof ab. Der Zug trifft elf Uhr fünfunddreißig im Bahnhof ein.“

Mit diesen Worten griff Fritz nach dem feinen grauen Filzhut. Zwanzig Minuten später stand er im Bureau Kahn & Co.

„Herr Kahn,“ hub er an, „Sie haben mich das letzte Mal schlecht bedient. Die Etagere ist nicht, was Sie mir davon versprochen. Das Holz war zu jung, zu wenig ausgetrocknet; es hat sich verzogen. Mein Handwerk und die Geschicklichkeit kamen mir zu statten. Ich habe die wunde Stelle an dem Möbel entdeckt und verbessert, aber immerhin: die Sache klapperte nicht; das sind keine Geschäfte, Herr Kahn, zumal mit einem pünktlichen Zahler!“

„Es tut mir sehr leid, Herr Merk, es tut mir sehr leid. Die verdammten Angestellten! Man kann leider nicht alles allein machen. Ich lasse nichts ohne genaue Kontrolle fort. Diesen Grundsatz präge ich täglich meinen Leuten ein, aber diese verfluchten Plebejer denken nur an das Geschäft; an die Verantwortlichkeit, den tieferen Sinn des Geschäftes denken sie nicht. Entschuldigen Sie, Herr Merk! Kann ich Ihnen sonst mit etwas dienen?“

„Für heute brauche ich einen Kinderwagen. Er muß aber bis ein Viertel vor elf Uhr in meiner Wohnung sein.“

„Gewiß kann ich Ihnen dienen; bitte, wollen Sie mir folgen. Hier eine schöne Auswahl; jeder Geschmack ist vertreten: hundert Franken, hundertzwanzig Franken, achtzig Franken — alles preiswürdig!“

„Es gefällt mir nichts, und außerdem sind die Preise für meine Verhältnisse zu hoch. Nichts Billigeres?“

Dabei streifte Fritz elegant die dunkelbraunen Glacéhandschuhe von den Händen und prüfte die ausgestellten Kinderwagen mit den feinen, langen, knochigen Fingern, besah, ob die Scharniere einschnappten, ob das Leder gut genäht und an den durchbrochenen Stellen noch nicht zerfressen sei.

„Alte Ware oder Ausschuß, um hundert Prozent zu teuer! Nichts anderes, Herr Kahn? Ich will doch schnell nachsehen bei Rosenbergs und komme, wenn dort nichts Passenderes vorliegt, wieder zu Ihnen. Ich gebe Ihnen, wie immer, den Vorzug.“

„Warten Sie, Herr Merk: im Soussol steht noch ein Wagen; er ist etwas defekt, aber in modernem Stil. Besehen wir ihn noch!“

Der Wagen im Soussol war eleganter als alle andern, ein verunglücktes Aristokratentind, das in schlechte Gesellschaft geraten war. Der Gang des einen Borderrades lief schief, das Verdeck schnappte nicht mehr ein.

Merk besah und erkannte das Stück.

„Was wollen Sie dafür, Herr Kahn?“

„Fünfzig Franken!“

„Bierzig bezahle ich, keinen Rappen mehr, keinen weniger!“

„Abgemacht! Kommen Sie, wir legen das Geschäft fest. Der Wagen wird gereinigt und ist um halb elf Uhr in Ihrer Wohnung. Anzahlung zehn Franken, Bezahlung des Restes in der üblichen Weise.“

„Ich kann Ihnen im Augenblick nicht zahlen. Zufälligerweise mußte ich unterwegs ein unerwartetes Geschäft erledigen. Fünfzig Rappen sind augenblicklich meine ganze Barschaft. Soll ich Ihnen die Uhr deponieren? Die Zeit zum Einbringen des Geldes reicht nicht mehr.“

„Bitte, Herr Merk, bei Ihnen lasse ich es bewenden. Ein gescheiter Kaufmann hat allerdings seine Grundsätze, aber die Ausnahmen davon sind in der Regel wertvoller. Das ist ein Geheimnis — mein System! Also, der Wagen wird zur Zeit bei Ihnen eintreffen. Leben Sie wohl; ich empfehle mich Ihnen; die Anzahlung leisten Sie bei Gelegenheit.“

Zur Justierung des defekten Borderrades genügte eine geschickte Biegung von kundiger Hand. An dem Verdeck fehlten zwei Schrauben, die Merk einstweilen durch Nieten ersetzte.

Um halb zwölf Uhr standen Fritz und seine schöne, schlanke schwarze Frau mit den fein geschnittenen Zügen und dem blassen Gesicht zum Empfang des Freundes am Bahnhof. Man wußte nicht, wer oder was von den beiden jungen eleganten Eheleuten, denen

zur berechtigten Führung dieses Titels nur noch der Spruch des Standesamtes fehlte, mehr zu bewundern war: der leicht federnde Kinderwagen mit den geschwungenen Linien, die duftig eingehüllte Kleine, der Mann oder die Frau: zusammen ein Bild, auf dem das Auge mit Wohlgefallen ruhte.

„Da kommt Jacques! Guten Tag, Jacques! Gut gereist? Meine Frau, meine Kleine!“

„Du bist doch ein feiner Kerl! Siehst aus wie ein amerikanischer Milliardärsohn. Auf einen solchen Mann können Sie sich verlassen, Frau Merk. Er übertrifft alle. Ich hab es immer gesagt, und nun fängt er schon an reich zu werden, hat eine einträgliche Stelle; ich komme aus dem Verwundern nicht heraus.“

Noch manches Lob über Fritz ging über die Lippen des Gastes, bis man zu Hause anlangte. Es schien ihm alles, was mit seinem Freunde zusammenhangt, in eine vornehme Lust getaucht: die Wohnung, die Bilder an den Wänden ... Als Sohn einer vornehmen Familie hatte er Wohlgefallen am Geschmack, und er beßt sich mehr denn je eines vornehmen, uneigennützigen Beitrags.

Nach dem Mittagessen ging man spazieren und bewunderte die Schönheiten der Stadt: den See, die Anlagen, den Park, der in der satten Farbenpracht des Herbstes glühte — Jacques empfand Stunden seligsten Genusses in der Freundschaft und dieser herrlichen Welt. Er saß lange nach dem Silberplätschern der Wellen, die den feinen Ufersand über die Steine spülten. Er empfand die Liebe und beneidete das Glück seines Freundes. Er wäre zu schwach zu solchem Genüß, auf diese ungewohnte Art ...

Im Stadtkasino, auf einer vorgelagerten kleinen Halbinsel, inmitten alter hochragender Bäume, trank man den warmen Kaffee. Jacques bezahlte und gab dem bedienenden Mädchen gegen seine Gewohnheit ein außergewöhnliches Trinkgeld, wie die vornehme Welt verpflichtet.

Als Jacques mit den rührenden Gefühlen der Freundschaft Abschied nahm, drückte er der Hausfrau ein Goldstück in die Hand. „Das ist für die Kleine, ein geringes Zeichen der Erinnerung an die genossenen Stunden. Lassen Sie es gut sein, gnädige Frau, und wenn ich einen Wunsch äußern darf, ist es der: Ich möchte der lieben Kleinen Pate werden!“

„Sei es,“ sagte Fritz, „du bist mir noch lieber geworden!“

Am Bahnhof nahm man Abschied, wie man sich begrüßt hatte. Die beiden Gatten sahen einander an. Es wurde kein Wort gesprochen.

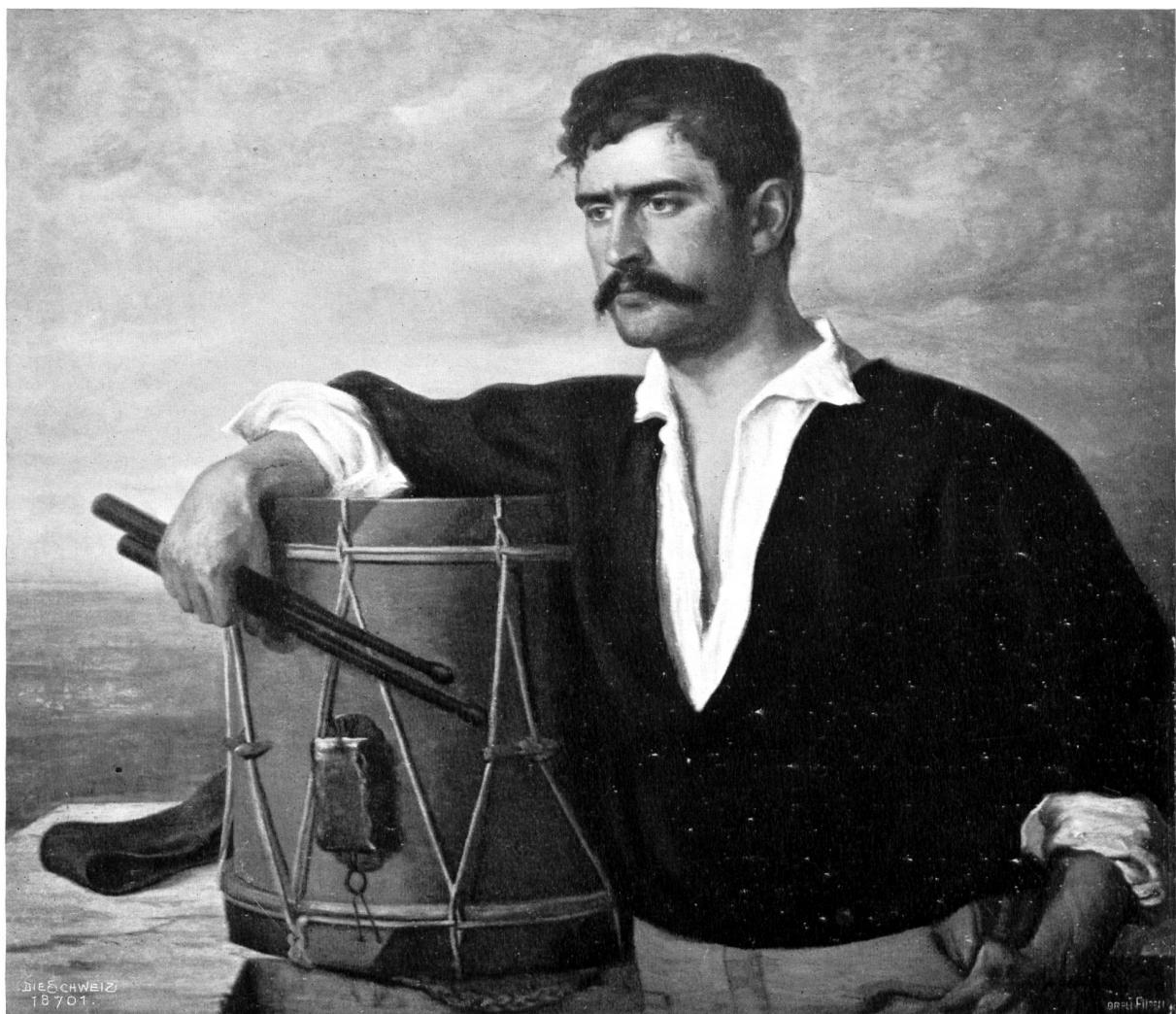
Als man auf dem Heimweg am „Universum“ vorbeikam, sagte Fritz: „Du, wart einen Augenblick, ich bringe Kahn gleich die zehn Franken. Man weiß nicht, wann man ihn wieder braucht, und dann — Ordnung ist die Hauptache in allen Dingen!“

Aphoristisches.

Einsamkeit: Wenn du wirklich wissen willst, was an dir ist, so mußt du für einige Zeit in die Einsamkeit gehen. Wenn du aber wissen willst, wie fürchterlich einsam du im Leben stehst, so geh' nur fleißig in Gesellschaft!

Glück: Es gibt kein Glück, sondern nur glückliche Augenblicke. Die glücklichsten Menschen sind allemal nur jene, die keine Zeit haben, unglücklich zu sein. Uebrigens soll das „Glück“ nie Lebenszweck sein und ist es auch nicht!

Hans Wohlwend, Zürich.



Jakob Welti, Zollikon.

Der Trommler.